

Autor: Heinz Piontek

Organ: Nüruberges Zeitung

Titel:

Datum: 21. 11. 1981

LITERATUR 81

In die Höhe und die Tiefe gewachsen

oder Die Balance zwischen Stürzen und Weitergehen
Zu dem lyrischen und prosaischen Werk Heinz Pionteks

I

„So wachsen:
In die Höhe,
in die Tiefe
und mit
ausgebreiteten Armen.“

Lassen wir es dahingestellt, ob die Prosa die Höhe und die Lyrik die Tiefe meint, jedenfalls ist Heinz Pionteks Werk inzwischen weit ausgebreitet. Trotz Briefen und Büchern weiß ich wenig von ihm; vielleicht dies: er ist verletzlich, und das mag wohl heißen: Er erwartet viel vom anderen. Und das setzt voraus, daß er ein Ernst-Nehmen verlangt. Dabei kann er gelegentlich sehr lustig sein. Am meisten schätze ich seine Zurückhaltung und beharrliche Offenheit.

II

Heinz Piontek, der am 15. 11. 81 56 Jahre alt wurde, mit dem Büchner-Preis ausgezeichnet wurde, ist einer der Lyriker, die dem Gedicht neue Glaubwürdigkeit verliehen haben. Seine Gedichtbände lesend, bewahrt sich Goethes Darstellung: „Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isoliert den Menschen wider seinen Willen...“ (An Schiller, 9. 8. 1797). Seine Motive sind klar wie seine Absichten: Sich vergewissern, wieder-holen, durchblicken lassen, zu erzählen versuchen. Ein Gedicht schreiben, heißt für ihn: Sich Gedanken machen und dabei das Denken auf sich selbst gestellt lassen. Er vertraut dem rhythmischen Impuls der Sprache und der „Überzeugungskraft eines Sehens“, denn er hat ein „Verlangen nach Erkenntnis“. Seine Gedichte erinnern an die Kunst des Staunens, sie sind eine Einstellung zu den Dingen. Er ist für „die von euch angespiene Schönheit“. Er kennt, geradezu leidenschaftlich mißtrauisch dem Totsicheren gegenüber, den guten und eigentlichen Sinn des Wortes „Leib-Eigenschaft“.

III

„Wer vergleiche mich dankbar mit der Energie der Wärme, ohne die wir uns nicht behaupten können, mit der Sprengkraft eines Wortes ohne das wir im Dunkeln bleiben?“ Derjenige wird es tun, der sein langes „Riederauer Gedicht“ liest, und spürt, daß so „törichte Dinge“ wie Gedichte eben noch immer gegen die Rentabilität gerichtet sind, ihren Ursprung in einer alten Bedarfswirtschaft haben, in der nur hergestellt wird, wofür wirklich innerer Bedarf vorhanden ist. Dazu gehört: Sich frei machen vom Überflüssigen, zu dem kommen, was einen nicht losläßt. „Auch im Unabsehbaren / wollte ich dich / nie verlieren“. Diese Zeile aus einem der neuen Gedichtbücher deutet an: Mit Bildern ist Welt zu begreifen. Er nennt nicht ein Datum, sondern sagt: „Fünfunddreißig Jahre / von der Wolga entfernt“. Was er ins Bild faßt, wird für uns im Nachvollzug Bereicherung – wenn er einen Septembermorgen vorstellt, „durchsichtig bis / in die Kindheit“. Aus dieser Zeit kommt sein Staunen – vor der Zeit: „Nicht die bestimmte, in der ich lebte. Es war die Zeit, die man nicht sehen konnte und die dennoch sichtbar war in den Veränderungen. Das Vorbei der Zeit und ihr plötzliches Stillstehen und ihr unfaßbares Kommen.“ Soches Erkennen sucht „einen glücklichen Ausgang / für Gedanken“. Diese bemühen sich auch verbissen darum, „mit dem Tod ins Reine zu kommen“. Auf den

Versuch kommt es an, gelegentlich auf die Reime, und die „Hellräumigkeit ihrer Bilder“: Etwa in „Walters Valet“, wo er, reimend, Verse von Walter von der Vogelweide einbezieht.

IV

Es ist kühn, daß Piontek sein zweites Gedichtbuch dieses Jahres „Vorkriegszeit“ nennt. Er greift auf die ernsthafte, tiefe Fragestellung der Bibel zurück, er durchdenkt das Mögliche, er forscht nach Gewißheit, er fürchtet, wir „werden das Ende / der Vorkriegszeit noch erleben“. Kein Rasonnieren, keine Resentiments, plötzlich das klare Wissen: „Die einfache unverrückbare Weisheit / ist waffenlos“.

Dieses Gedicht ist ein langes Zwiegespräch mit sich selbst. Seine „Sprachzeichen“ sind seine „Zeichensprache“. In diesem Gedicht versenkt er sich in die Welt einer jener Aufrührerinnen, die mit der Waffe Antwort geben wollen, also fanatisch sofort und auf der Stelle das Endgültige haben wollen. Für sie gilt: „Keine Erlösung.“ Hier haben wir Pionteks biblische Tiefe – nicht auf Lösung kommt's an, weder auf des Rätsels Lösung, noch auf die Auf- bzw. Ablösung, sondern die Erlösung. Natürlich verhehlt er nicht „Anflüge von Schwermut. Starrsinn. Fehlschläge“, noch natürlicher aber weiß er Geglücktes im Bild zu fassen: „Mit Fünftzehn / hält man den Morgen noch / für ein Gebüsch voller Sperrlinge“. Dieses lange Gedicht, aushohlernder als das „Riederauer“, deutet die Balance zwischen Stürzen und Weitergehen an: „Nie fällt auf den, der unterwegs ist, zu lieben / eine Schieferplatte vom Dach.“ Sätze, die sich merken lassen. Ebenso die Erinnerung an das, was „im Sold unserer Verfehlungen und Unterlassungen“ steht.